Inzwischen war es, wenn auch erst ½7 Uhr, da draußen dunkle Nacht geworden. Aber auch eine solche Fahrt ist interessant; auch wenn man keine Zeitung liest oder mit seinem Mitreisenden sich unterhält.

Wie schön, wenn wo nun am Nachmittage dunkler, forster Wälder und Felder gesehen nun in der Ferne und in der Nähe, vereinzelt und in Gruppen die Lichter in verschiedenen Farben tanzen, weiß, rötgelb und grün, von Zeit zu Zeit ganz in der Nähe ein solches Licht aufflammt wie eine große Fackel, den Schienenweg zu beleuchten, auf dem das Dampfroß in keuchender Eile dahin jagt. Die und da taucht ein lichterstrahlendes Gebäude aus dem Dunkel auf, es ist ein Bahnhof und dann ist's gleich wieder dunkle Nacht, bis auf einmal eine feenhafte Beleuchtung und der Biff der Lokomotive uns sagt, du bist wieder in den Mauern Colonias.

Nun ist es an dem nämlichen Abend eben ½10 Uhr, wo wir die Feder niederlegen, froh, daß wir auch von diesem Nachmittagsausflug den lieben Neuzer Lesern noch etwas erzählen konnten.

Modetorheiten.

Wie oft braucht man heute dieses Wort. Auch die, die diese Torheiten mitmachen, sprechen davon. Uebrigens scheint die weibliche Eitelkeit immer die nämliche zu sein. Sehe ich doch eben bei dem Augustinervater Abraham a Sancta Clara, geb. 1709, folgende ergötzliche Schilderung: „An jetzo ist fast alle Woche eine neue Mode und diese ist nicht veränderlich als der Mond. Von sechzig Jahren her, o was für Boden nur in Hüten. Bald ein hoher Hut, wie ein steirischer Kegel; bald ein niedriger Hut, wie ein Pudelfell, bald ein glatter Hut, wie eine Schermaus; bald ein breiter Hut, wie der Boden aus einem Faß; bald ein schmaler Hut, wie ein Milchkopf; bald einfach gestutzt, bald doppelt gestutzt, bald dreifach, daß er also drei Hörner vorstellt. Bald ist's ein Hut, der mit Federn prangt, bald ist ein andere, der aussieht, wie ein Vogel in der Mauser. Bald ist's ein Hut mit einem silbernen oder goldenen Bandreifen, bald ohne dergleichen Zirkel. In Summe eine stete Veränderung ist in den Hüten.

An einer anderen Stelle lesen wir bei diesem geistreichen Barfüßermönch das Folgende:

„Es sind aber diese Hüte fast alle Tage so veränderlich, daß eine Putzmacherin fast das Doktorexamen gemacht und stets auf eine neue Mode, auf ein neues Modell, eine neue Form bedacht nehmen muß. Denn bald will man den Hut hoch haben, wie ein Butterfaß, bald niedrig, wie ein holländischer Käs, bald breit, wie eine Schießscheibe, bald zugespitzt wie ein Zuckerhut, bald zusammengedrückt wie einen Kuchen, bald zackig, wie eine Pferdedecke, bald glatt, wie eine Ratte, bald schwarz wie ein Tintenfaß, bald weiß wie ein Mehlsack, bald braun wie ein Lederkoffer, bald grau, wie ein Schwalbennest, bald grün, wie eine Laube, bald rot wie ein Hahnenkamm.

Sonst pflegte man zu sagen: „Viel Kopf, viel Sinn", aber diesmal heißt es: „Viel Köpf, viel Hüt". Denn es gibt große und kleine, dicke und dünne, schwere und leichte, gerade und gebogene, gute und schlechte, teure und wohlfeile Hüte; sogar findet man gescheite Hüte, mit denen oft recht dumme Köpfe bedeckt sind.

Die farblose Presse.

Ein Pfarrer bemerkte beim Antritt der Pastoration einer großen Gemeinde eine große religiöse Gleichgiltigkeit in vielen Familien. Beim Besuche der einzelnen Familien fand er gegen 60 farblose Blätter dort verbreitet. Hier war des Pudels Kern. Um dem Uebel zu steuern, begann er einen systematischen Feldzug gegen die farblose Presse. Innerhalb wenger Monate war aber in jedem Hause eine gute Zeitung zu finden. Der religiöse Zustand besserte sich jetzt zusehens. Könnte dies denn nicht auch in anderen Gemeinden geschehen? Hierzu schreibt der „Germania" ein Leser: Was die Erfahrung des Hochw. Herrn Pfarrers betreffs der gegnerischen Presse anbelangt, trifft in vielen Tausenden katholischen Familien zu, nicht nur allein in Berlin und Vororten sondern auch in kleineren Städten und auf den Lande. Wenn man ein katholisches Haus betritt und dort die gehaltene Tagespresse ausliegen sieht, weiß man auch sogleich, mit was für Katholiken man es zu tun hat. Die dort ausliegende Zeitung besagt schon klipp und klar, welcher Geist in dieser Familie herrscht. Findet man aber in katholischen Familien die katholische Presse ausliegen, so ist dies schon ein Zeugnis dafür, daß ein religiöser Geist vorhanden ist. Das Halten farbloser Blätter bezeugt erfahrungsgemäß religiöse Gleichgiltigkeit und Lauheit. Wer das prüft, wird es bestätigt finden. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen wer du bist."

Der adelige Ochse.

In einer Gegend, weit, weit von Neuß — Da lag ein prächtiges Gut — Und die es bewohnten, bebauten — Sie waren von adeligem Blut. — Drum wurd' Herr Baron der Besitzer genannt — Frau Baronin die Herrin vom Haus — Baronesse wird fein höflich gegrüßt — Fährt die Tochter im Wagen aus. — Einst kam ein Bauer zu diesem Hof — Weil hier ein Ochs stand zu Kauf — Und weil ihm das Ochslein gar wohl gefiel — Bot tüchtig der Ackersmann drauf — Der Handel war endlich perfekt — Das Ochslein hörte dem Bauer — Er zahlt' dem Baron seine Taler — War's ihm auch bitter und sauer — Der Ochs dem Bauer soll folgen — Es ging der Baron mit zum Stalle — Doch mit zugehen das Ochslein — Tat nicht dem Bauer zu Gefalle — Und wie nun das Ochslein

nicht wollte — Und störrisch dastehen blieb — Da nahm der Bau'r seine Peitsche — Und tüchtig aufs Ochslein erhieb — Doch das Schönste war bei der Sach' — Wie der Bauer zurecht es sich legt — Warum das Ochslein so störrisch' — So stolze Gedankengehegt, — Er meint, von dem adeligen Blut — Auch was in den Adern ihm roll' — Drum ruht er, nicht achtend des Herrn — Dem Ochs zu des Zornes voll — Wart nur, dann hob er die Peitsch — Ich treib Dir schon aus den Baron — Und all den hochmütigen Flaus — Ich werde ihn dir nehmen schon. — Kommst du erst zu mir in den Stall — Vergeht dir der adelige Stolz — Du fährst wie die anderen Ochslein — Mit mir in's Feld und in's Holz. —

Die kluge Stina.

Es war einmal ein Bürgersmann — Der drei der Töchter hatte. — Und jede wünschte sehnlichst sich — Daß würde ihr ein Gatte. — Der Vater aber wußte nicht, — Da jede einen Freier, — Wem er zuerst bereiten sollt' — Im Haus die Hochzeitsfeier. — Da ließ er seine Töchter kommen — Und sagte zu den Dirnen: — Wollt mir zu einer wichtigen Sach' — Jetzt schon die Ohren leihen! — Ich weiß nicht, wer zu allererst — Soll von euch Hochzeit halten, — Drum laßt mich einen eignen Plan — Vor eurem Sinn entfalten. — Ich schütte jeder auf die Hand' — Kalt Wasser aus dem Kruge — Doch keine darf sie trocknen dann — Wie sonst, an Schürz und Tuche. — Weiß' Hände dann zu allererst — Ganz sulverrocken sind. — Die denn als erste von euch auch — Den Ehemann gewinnt. — Gesagt, getan. Der Vater goß — Das Wasser mit Frohlocken, — Und zwei der Töchter hielten still. — Die Hände, bis sie trocken. — Die jüngste aber klug und schlau, — Die schlenkert durch die Luft — Die Hand, ruft dabei öfter dann: — „Ich will, ich will, ich Stina will — Nun einmal keinen Mann." — Da waren ihre Hand zuerst — Getrocknet durch den Wind. — So wurde denn auch ihr zunächst — Ein Mann zu teil geschwind. — Die beiden Aeltern aber nun — Noch lange mußten warten. — Ich weiß nicht, ob sie je erlangt — Worauf sie sehnlichst harrten!

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 25. Februar 1912.

In der Münsterkirche.

Hl. Messe: 5½ (Pred.). — 6½ (Comm. d. schulentl. Mädchen u. Jungfr.-Kongr.). — 7½ (Comm. der Gymnasiasten). — 8½ (Pred.). — 9½ Feierl. Hochamt d. Matth. Brudersch.). — **11** (Pred.).
Andacht: 1½ (Mann.-Sodal.) — 2½ (Christenlehre u. Comm.). — 4 (Dankf. d. Gymnas.). — 5 (Fastenpred. St. Matth.-Brudersch. u. d. Mann.-Sodal.) — Verehr. d. Reliquien d. hl. Matth.

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7 (Comm. d. Jüngl.-Kongr.). — 8 (Pred.). — 9 (Pred.). — 10 (Hochamt). — 11¼ (Pred.).
Andacht: 12¼ (Jüngl.-Kongr.). — 5 (Christenlehre u. Fasten-And.). — 5 (Rosenkranz m. Fastenpred.).

In der Dreifönigenkirche:

Hl. Messe: 6½ (Comm. d. schulentl. Mädchen). — 8. — 9½ (Hochamt).
Andacht: 2½ (Christenl.). — 6 Fastenpred. eines Benediktinerpaters).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 5½. — 7 (Pred. u. Comm. d. Knaben d. 3 Jahrgänge). — 9½ (Hochamt m. Pred.).
Andacht: 2½ (Christenlehre u. Kreuzweg).

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: 8. — Andacht: 4 (III. Orden). — 6 (m. Fastenpred.)

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 8 (Pred.). — Andacht: 5.

In der Marienbergkirche:

Hl. Messe: 8 (m. Pred.). — Andacht: 2½.

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7. — 9 (Pred.) — Andacht: 5½ (Fastenpredigt).

Im Laufe der Woche.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: 6. — 7¼. — 8. — 9. — Montag 8 (Männ.-Sodal. f. M. H. Lambertz). — Donnerstag 8 (Segensamt). — Freitag 8 (Segensmesse m. Fastenpredigt).
Andacht: Dienstag 5 (Herz-Jesu). — Donnerstag 5 (Sakraments). — Samstag 5 (Salve).

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7¼ (Mittwoch, z. Ehr. d. hl. Josef). — 7¾. — 8½.
Andacht: Mittwoch 6 (z. hl. Josef). — Donnerstag 6 (Sakraments). — Freitag 7½ (Kreuzweg m. Fastenpred.). — Samst. 6 (Salve).

In der Dreifönigenkirche:

Hl. Messe: 7¼ (Schulmesse). — Montag, Dienstag u. Donnerstag 6½. Donnerstag nachm. 5—7 Uhr Gelegenheit zur hl. Beichte.

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 6½. — 7¼. — Freitag 6. — 6¾ (Segensm. m. Fastenpred.)
Andacht: Mittwoch 5 (zu Ehren des hl. Josef).

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: 7¼. — Mittwoch 7 (zu Ehr. d. hl. Josef m. Segen).
Andacht: Mittwoch 5 (St. Josefs). — Freitag 5 (Kreuzweg).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 7½. — (Donnerstag m. Segen).

In der Marienbergkirche.

Hl. Messe: 7½. — (Donnerstag m. Segen).
Andacht: Samstag 5 (Salve).

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6½. — 7½. — (Täglich Gelegenheit zur Beichte.)
Andacht: Freitag 7 (Kreuzweg).

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 8. Sonntag, den 25. Februar. 1912.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 25. Februar. Matthias Apostel.
Montag, 26. Februar. Walburga, Viktor.
Dienstag, 27. Februar. Mechtildis, Nestor.
Mittwoch, 28. Februar. Baldomer, Leander. Quatemberfasttag †.
Donnerstag, 29. Februar. Romanus, Oswald.
Freitag, 1. März. Suitbertus, Albinus. Quatemberfasttag †.
Samstag, 2. März. Simplicius, Luise. Quatemberfasttag †.

Evangelium am 1. Sonntage der hl. Fastenzeit.

Evangelium: Matth. 4, 1—11.

„In jener Zeit wurde Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden. Und als Er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, da hungerte Ihn. Und es trat der Versucher heran und sprach zu Ihm: „Wenn Du der Sohn Gottes bist, so sprich, daß diese Steine Brot werden!" Er aber antwortete und sprach: „Es steht geschrieben: „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt!" Da nahm Ihn der Teufel mit in die heilige Stadt und stellte Ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu Ihm: „Wenn Du der Sohn Gottes bist, so stürze dich hinab! Denn es steht geschrieben: „Er hat Seinen Engeln Deinetwegen Befehl gegeben, und auf den Händen werden sie Dich tragen, daß Du nicht etwa Deinen Fuß an einen Stein stoßest." Jesus sprach zu ihm: „Wiederum steht geschrieben: „Du sollst den Herrn, Deinen Gott, nicht versuchen!" Abermals nahm Ihn der Teufel mit auf einen sehr hohen Berg und zeigte Ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu Ihm: „Dieses alles werde ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest!" Da sprach Jesus zu ihm: „Weiche, Satan! Denn es steht geschrieben: „Den Herrn, Deinen Gott, sollst Du anbeten, und Ihm allein dienen!" Hierauf verließ Ihn der Teufel; und siehe, Engel kamen herbei und dienten Ihm."

Geschichte der Sünde.

I.

Die hl. Fastenzeit ist nach dem Sinne der Kirche zunächst der Erinnerung des Leidens und Todes Jesu gewidmet; und wie viel Tröstliches und Erbauendes liegt in dieser Betrachtung. Von allen Kanzeln werden wir in besonderen Predigten und Andachten dazu aufgefordert.

Die Fastenzeit hat aber auch noch einen anderen Zweck. Es ist die Zeit der Buße und Bekehrung, die Zeit der Vorbereitung auf eine würdige Osterkommunion. Da könnte es wohl nützlich sein, wenn wir in einigen Artikeln die Geschichte der Sünde nach ihrer zweifachen Seite behandelten, wie man zu ihr kommt und wie man sie wieder von sich entfernt. Nützlich, dachten wir, könnte das sein, denn wenn der Prophet Jeremias als Grund der Nichtbekehrung Israels angibt: „quia nemo est, qui cogitat corde, weil niemand ist, der nachdenkt in seinem Herzen", so mag es auch mit manchen Christen so sein. Sie wissen und kennen nicht, was sich in ihrem Innern vollzogen hat und wie sie Gott fremd geworden sind, und da sie ihr Unglück nicht einsehen, finden sie auch den Weg zu Gott nicht zurück. — Denn damit fängt ja die Bekehrung an, mit der Erkenntnis, wie unglücklich die Sünde macht. — Als der verlorene Sohn bis zum Hüten der Schweine erniedrigt ward und der Hunger ihn quälte, da erst dachte er an die Rückkehr zum Vaterhause. Wenn wir diese Aufsätze aber als „Geschichte der Sünde" überschreiben, so meinen wir nicht die Geschichte einer einzelnen Sünde, sondern die Geschichte der Sündhaftigkeit, der Entfernung von Gott überhaupt, d. h. wie man gewöhnlich auf die Wege der Sünde gerät.

Diese allmähliche Entfremdung von Gott wird zunächst angebahnt durch den ungezügelten Drang nach Freiheit, der sich schon früh im Innern des Menschen erhebt.

Wir alle sind als Kinder katholischer Eltern schon in den ersten Tagen unseres Lebens überaus glücklich geworden durch die hl. Taufe. Da ward Gott unser Vater, Jesus unser Bruder, der hl. Geist unser Besitz. Mit dem Kleide der heiligmachenden Gnade angetan, wurden wir, von unserm Engel begleitet, in die Arme unserer Mutter zurückgebracht. Ueberglücklich zog sie uns an ihr Herz und in diesem Augenblicke befestigte sich ihr Entschluß, alle Sorgfalt anzuwenden, die Kindschaft Gottes uns zu bewahren und auf dem Wege der Tugend uns zu leiten. Sobald wir anfingen, verständig zu werden, fing sie an, das Samenkorn frommer religiöser Lehren in unser Herz zu streuen. Sie zeigte uns das „Herrgöttchen" und das „Muttergöttchen" an der Wand oder auf dem Schranke, tauchte unsere kleinen Finger in das Weihwasserkesselchen und führte unser Händchen zum ersten Kreuzmachen. Und dann kamen schöne, kleine Gebete und fromme Unterweisungen, wie nur eine Mutter sie geben kann. Wie froh waren wir, wenn wir in der Kirche auf der Bank neben ihr standen und den von ihr empfangenen Pfennig in den Klingelbeutel werfen durften, wenn wir all die Lichter sahen am Altare, den Priester in seinem Schmuck und die Meßjungen in rotem Gewand.

Wir kamen dann zur Schule, lernten Bibel und Katechismus, gingen zur Beichte und endlich zur hl. Kommunion. Was waren das alles so schöne Zeiten kindlichen Glückes, kindlicher, ungetrübter Freude.

Wie ist es nun, daß es zahllose Christen gibt, die nach einigen Jahren dieses Glück des religiösen Lebens preisgeben, die, wie der verlorene Sohn, das Haus des himmlischen Vaters verlassen, die die ihnen durch die Gebote Gottes gegebenen Schranken durchbrechen, dem Guten den Rücken kehren und der Sünde sich in die Arme werfen?

Die Antwort auf diese Frage finden wir auf der ersten Seite der hl. Schrift, in der uns die Geschichte der Menschheit beschrieben ist. Im Paradiese, unserem ersten ursprünglichen Vaterhause, waren unsere Stammeltern glücklich. Der Gehorsam gegen Gottes Gebot sollte sie aus dem irdischen in das himmlische Vaterhaus hinübertragen. Diesen Plan zu vereiteln, tritt der Gottes- und Menschenfeind, der Satan als Verführer in den hl. Garten. Eva glaubt dem Betrüger. Die Sünde ist geschehen. Glück und Ehre sind verloren. Mit dem Flammenschwert jagt der Cherub die Kinder Gottes, welche zu Empörern gegen ihn geworden sind, aus dem Hause hinaus in die mit dem Fluche des beleidigten Gottes belastete weite, weite Welt.

Durch die Erregung eines Freiheitsschwindels, eines Losgelöstseinwollens von der Fessel des Gebotes, brachte der Teufel die ersten Menschen um ihr Glück — zur Sünde und in das damit gegebene Elend.

Was der Teufel bei Adam und Eva zustande brachte, versucht er auch bei uns. Und bei uns hat er um so leichteres Spiel, weil durch die Erbsünde die innere Seelenharmonie gestört und das Wort des Dichters wahr ist: „nitimur in vetitum:

Wir tragen Verlangen nach dem was verboten ist." Das ungestüme, ungezügelte Verlangen nach Freiheit ist der erste Schritt auf dem Wege zur Sünde.

Man betrachte nur einmal so manche Jünglinge und Mädchen von 16 bis 17 Jahren an. Man kennt sie nicht mehr wieder, wenn man denkt, wie sie vor 3, 4 Jahren waren. Da sprangen sie immer um Vater und Mutter herum, waren immer heiter, freundlich und froh, bereit zu allem. Nun sind sie verdrießlich, mürrisch, karg an Worten, oft schnippisch und rauh, gleich bereit zu sagen: „Laßt mich"; unterhalten mit dem kurzen „Nein", „Ja", mit Kopfschütteln und Schulterzucken den Verkehr, sitzen gerne in einer Ecke und brüten in sich hinein. Und wenn wir sie einmal belauschen wollten, könnten wir sie wohl folgendes Selbstgespräch halten hören: „Ich lieg wie an der Kette, immer bewacht von den Alten auf jedem Schritt und Tritt, muß arbeiten den ganzen Tag, nichts als beten und zur Kirche laufen und dann auch noch alle sechs Wochen das lästige Beichten. Nein, lange mach' ich das nicht mehr mit."

Wenn man nun aber diesem Knaben oder Mädchen sagen würde: „Aber Kind, wie kommst du denn zu solchen Gedanken? Haben dich deine Eltern denn nicht lieb und worüber du jetzt mürrisch und verdrießlich bist, hat dich das früher nicht so beglückt? Hast du nicht oft zum lieben Gott gebetet, er möge dir doch das Glück erhalten, immer unschuldig und fromm zu bleiben?"

Wenn man so redete, würde ein solcher Jüngling oder dieses Mädchen uns vielleicht mit großen Augen ansehen, als verständen sie nicht mehr, was wir sagten, höchstens aber erwidern: „Ach, bleibt doch mit solchen Reden fort, ich bin kein Kind mehr und nicht bloß auf der Welt, um zu arbeiten und den Rosenkranz zu streichen, man ist nun einmal jung und will auch was vom Leben haben." Dergleichen bekommt man zur Antwort: Der Freiheitsschwindel hat sie erfaßt; die Schranken sind dem Jüngling und dem Mädchen zu enge.

Wie viele von uns haben nicht wohl in der Jugend einmal ein ähnliches Selbstgespräch geführt? Wie viele sind wohl, um dieses Verlangen nach Freiheit besser befriedigen zu können, der strengen Sitte des Elternhauses und der Heimat entflohen und in die Stadt gezogen, wo niemand sie kennt, niemand sie beachtet und beobachtet.

Und sind nicht unzählige dadurch in Sünde und Elend geraten, denen sie fremd geblieben, wären sie daheim geblieben?

Ja, wie oft ist das der böse Anfang vom bösen Ende. Es ist ja gewiß richtig, daß vor der ersten Sünde dieser ungestüme Freiheitsdrang als etwas Unberechtigtes, Gefährliches dem jungen Menschen kaum zum Bewußtsein kommt. Die Jugend ist ja leichtsinnig, mutig und voll Selbstvertrauen; darum verbindet sie ja auch mit dem ersten Ueberschreiten der ihnen von dem Elternbefehl gesetzten Schranken so gerne das Wort: „Ich weiß schon, was ich zu tun habe."

Auch richtet sich dieser Freiheitsschwindel nicht sofort gegen Gott. Das würde die Zartheit und Unversehrtheit des Gewissens nicht gleich ertragen. Nein, da sind es zunächst die Eltern, die, wie man sagt, auch immer etwas „zu kujonieren" haben, oder die Herrschaft, die sonst so gute Hausfrau, die sofort zur alten Schachtel wird, weil sie dem Mädchen, z. B. die Freiheit im Ausgehen am Abend mit Recht etwas beschränken will, oder der Beichtvater, der es immer so genau nimmt, aus jeder Mücke einen Elefanten macht und meint, das seien nur brave Leute, die alle acht Tage beichten liefen. Und gerade die taugten erst recht nicht."

Nicht wahr, das ist die Sprechweise so mancher dieser leichtsinnigen Jünglinge und Mädchen, die in dem Augenblick nicht denken, was das für Folgen hat. In der Verschwörung des Fiesko spricht dieser zu dem Verräter Verrina: Was zerrst du mich so am Mantel? In dem Augenblick fällt der Mantel zur Erde. Und der Verräter spricht mit fürchterlichem Hohne: „Nun, wenn der Mantel fällt, muß auch der Herzog nach" und stürzt den Fiesko ins Meer. Ein schützender Mantel ist für die Jugend die Wachsamkeit und Aufsicht der Eltern; wird der durch den Freiheitsdrang von den Schultern geworfen, dann gehen der Jüngling, die Jungfrau nur zu oft selbst an Leib und Seele zugrunde.

Gegen die mittelbare und sichtbare Autorität der Eltern und Priester lehnten sie sich zuerst auf, bald aber kommen sie dazu, daß sie einstimmen in den Freiheitsruf der Gottvergessenen: „Wer ist unser Herr," Non serviam, „wir wollen nicht dienen." Durch alle Zeiten hindurch wiederholt der Teufel die an Eva gestellte Frage: „Warum hat auch Gott verboten?" Wir wollen die Torheit und Unvernünftigkeit dieses Freiheitsdranges nicht weiter verfolgen. Er ist aber wie ein Schwindel, der die Christen, besonders die noch unerfahrene Jugend befällt, so daß sie oft kopf- und besinnungslos in die Tiefe stürzt. Genug, daß wir darin den ersten Anstoß auf dem Wege der Sünde erkennen.

Es wird uns von einem Mönche erzählt, es hätten ihn als Novizen schwere Kämpfe befallen. Tagelang ging er mit dem Gedanken umher: wie, du sollst hier hinter diesen Mauern dein Leben vertrauern und da draußen in der Welt ist die herrliche Freiheit. Nahe daran, sein Mönchsgewand abzuwerfen und in

die Welt zurückzukehren, ging er eines Tages, in die nämlichen Gedanken mehr und mehr sich vertiefend, durch den Klostergarten. Ein Vöglein, das umherflog von einem Baum zum andern, von einem Zweig zum andern hüpfte und so sich seiner Freiheit freute, ließ ihn noch einmal seine vermeintliche traurige Lage und Gefangenschaft empfinden. Während er das kleine Tierchen beobachtete und es beneidete ob seiner Freiheit, stürzte ein Sperber, den niemand bemerkt, aus der Luft, ergriff das arme Vöglein mit seinen Krallen und nichts sah der Jüngling mehr von ihm, als ein paar Federn, die herumflogen in der Luft. Das gab seinen Gedanken eine andere Wendung: Wie, wenn dich in der Freiheit der Welt Gott verließ und du in die Gewalt dessen gerietest, der umhergeht, wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinget? Und die Versuchung war geschwunden von dieser Stunde an.

Umwertung.

Man spricht heutzutage nach des Philosophen Nietzsches Vorgange so gerne in gebildeten Kreisen von der Umwertung aller Worte d. h. aller Begriffe von gut und böse. Was früher als Fehler galt, wie Selbstsucht, Hochmut gilt heute als Tugend und was früher als Tugend galt, wie Demut, Sanftmut etc. gilt heute als Tummheit, Schwäche etc.

Diese Umwertung, auf die man sich jetzt als eine Entdeckung der Neuzeit etwas zu gute tut, ist aber längst bekannt. Schon Abraham a Sancta Clara, der Augustinermönch, kannte sie, wenn er meint: die arge Welt streiche allen schlimmen Sachen ein Färblein an. Geiz nenne man heutzutage Sparsamkeit, und Hochmut, Halten auf Ehre.

Man trinkt sich nicht mehr voll, sondern hat nur einen Rausch.
Man treibt keine Unlauterkeit mehr, sondern nur ein wenig Flirt.
Man entheiligt den Feiertag nicht mehr, sondern macht sich nur an ihm kolossales Vergnügen.
Man schwört und flucht nicht mehr, sondern braucht nur Ernst.
Man lügt nicht mehr, sondern übertreibt und schneidet nur ein wenig auf.
Man stiehlt nicht mehr, sondern bringt nur etwas auf die Seite.
Man sieht: nihil novi sub sole: Nichts Neues unter der Sonne.

Fasten kräftigt.

I.

Eine böse Zeit, meinen Viele, habe jetzt wieder angefangen die Fastenzeit, und es ist noch sehr gelinde, wenn sie von dem „dummen" Fasten reden. Aber, was ist denn an dem Fasten Dummes und Törichtes? An und für sich nicht, aber man will es nicht gerne, darum sagt man, es sei töricht, ja unvernünftig. Eine kleine Erörterung möge darum zeigen, daß das Fasten etwas sehr vernünftiges ist.

Wir wissen nun zunächst, wo irgendwie das Fasten sich als der Gesundheit schädlich erweisen würde, da wäre man nicht bloß nicht zum Fasten verpflichtet, sondern es dann doch tun zu wollen, wäre sogar fehlerhaft, ja sündhaft, wenn nicht höhere, auf einem anderen Gebiete, als dem der Abtötung liegende Gründe es verlangten. Darum geht denn auch die Kirche schon in Ausstellung der Verpflichtung des Fastengebotes bis an die äußersten Grenzen, sie berücksichtigt die geistige und körperliche Anstrengung bei der Arbeit, die Schwere und Länge der Beschäftigung, die Art und Weise, wie man sich seine Nahrung erwirbt, die Tätigkeit in und außer dem Hause, sie nimmt ganze Stände aus, Arme, Reisende, Dienstboten, Militärpersonen, Handwerker, Arbeiter ꝛc.

Und neben diesen schon in der Auslegung des Gesetzes von selbst gegebenen Ausnahmen gibt sie auch noch den Pfarrern und Beichtvätern die besondere Befugnis, in einzelnen hier nicht vorgesehenen Fällen, wo es nötig und nicht die Scheu vor Abtötung der Grund ist, zu dispensieren.

Die Schwierigkeit des Fastens liegt darum nicht in der Schwere der Last selbst oder in der Schwäche der Schultern, die die Last tragen sollen, sondern in der Schwäche des Willens, sich an die Last heranzuwagen und sie aufzuheben — kurz das sich Abtöten sollen ist zu schwer, weil das sich Abtöten wollen fehlt, und doch ist es von so großer Wichtigkeit, gerade dieses Wollen zu üben.

Die Menschennatur birgt eine Menge mit ihr gegebenen oder durch ihre Erhaltung geforderten Triebe, Wünsche, Neigungen, Bedürfnisse. Einer der elementarsten und mächtigsten dieser Triebe ist der Nahrungstrieb, das Verlangen nach Speise und Trank. An die Befriedigung dieser Triebe hat Gott der Schöpfer nun eine Lustempfindung geknüpft, die dem betreffenden Sinne während der Befriedigung einen Genuß, eine Annehmlichkeit, eine Freude gewährt.

In diesem Lustgefühl liegt nun die Gefahr, daß diese Triebe gegenüber der von Gott in Betreff des wahren Wohles

des Menschen selbst, wie der Mitmenschen gewollten Ordnung in selbstsüchtiger Weise ausarten und dadurch nicht mehr ihrem eigentlichen Zwecke dienstbar sind, nicht mehr sich dem von Gott gewollten Gesetze unterordnen. Darum gehört es zur natürlichen Tugendhaftigkeit des Menschen, daß sein Wille dauernd darauf gerichtet ist, diese natürlichen Triebe zu regeln, sie in den rechten Schranken zu halten, sie zu beherrschen. Um das aber zu erreichen, muß dem Willen Gelegenheit geboten werden, sich in der Regelung dieser Triebe zu üben, d. h. durch nicht Gewähren dessen, was sie entweder über Gebühr oder zu einer nicht nötigen Zeit verlangen, den Trieb zu zähmen, zu zügeln, der Vernunft dienstbar zu machen. In Bezug auf den Nahrungstrieb nennt man nun die allgemeine andauernde Willensrichtung und Willensausführung dieser Regelung: Mäßigkeit.

Daß die Mäßigkeit, würde sie immer und überall geübt, unsäglich viel zum Wohle und zur Beglückung des Einzelnen, wie der Familien und der Gesellschaft beitragen würde, ist jedem Nachdenkenden klar. Wie viel Elend, Armut und Leid wäre verschwunden, wenn schon, um nur eines zu nennen, die Trunksucht aus der Welt geschafft wäre!

Doch davon abgesehen wird kaum Jemand bestreiten wollen, daß schon die fortgesetzt sich steigernde Genußsucht die Menschen immer unglücklicher und unzufriedener macht. Heute ist die Unzufriedenheit ja fast allgemeine Lebensstimmung. Und die tägliche Erfahrung belehrt uns „daß die Unzufriedenheit in gleichem Maße wächst mit der Begehrlichkeit, für deren wuchernde Entwicklung die gegenwärtige Zeit eben ungewöhnlich günstige Bedingungen dabietet.

Durch den schnellen Verkehr wird in ein paar Stunden oder ein paar Tagen auf der Eisenbahn den Augen die halbe Welt vorgeführt, die Produkte aller Länder werden in wenigen Tagen einem an die Haustür gebracht; dazu kommt, daß gerade in der Zubereitung der Speisen, in der Art und Weise, sie verlockend aufzutischen, sich ein immer größeres Raffinement ausbildet.

Hier setzt nun gerade das Fasten ein, um durch praktische Uebung der Mäßigkeit rücksichtlich der Auswahl, der Menge und der Zeit des Essens, während 40 Tagen die Tugend der Mäßigkeit selbst in uns zu stärken und zu festigen.

Darum ist es eine durchaus verkehrte Meinung, die man heute oftmals äußern hört: Das Fasten passe nicht mehr für unsere Zeit. Wenn wir gerne zugestehen, es sei in der heutigen Zeit wegen der Unruhe des Reisens, der Unregelmäßigkeit der Arbeit für viele das Fasten nicht so leicht möglich, so müssen wir auf der anderen Seite betonen, daß es, wenn es je eine Zeit gegeben, wo man die Uebung der Mäßigkeit empfehlen und alles ergreifen sollte, was sie fördert, es sicher die unserige ist.

Man sollte eigentlich in unserer willensschwachen, nervösen und weichlichen Zeit alles willkommen heißen, was den Willen stärkt, also auch das kirchliche Fastengebot. Aber das ist es gerade, woran man sich stößt, an dieser Bindung des Willens durch das Kirchengebot. Aber warum denn?

Wenn heutzutage die Medizin in der Hypnose nichts Unrechtes findet, im Gegenteil, sie mehr und mehr in ihren Gebrauch hineinzieht, — die doch nichts anderes bezweckt, als den schwachen Willen des Patienten an den Willen des Hypnotiseurs zu binden und durch dieses Gezogenwerden und Gebundenwerden an einen fremden Willen den eigenen wieder zu selbständiger Kraftentfaltung zu bringen, was soll es denn unvernünftig sein, den Willen durch treue Beobachtung des Gebotes, durch Gehorsam gegen die Vorschrift der Kirche sich stärken zu lassen?

Also versuchen wir es nur einmal mit dem Fasten als einer heilsamen Uebung und Stärkung der Willenskraft einem sonst gar mächtigen Triebe gegenüber — es wird eine gesunde Gymnastik und Turnübung für Leib und Seele sein.

So hat die Ueberschrift recht: Fasten kräftigt. Aber nicht bloß den Willen, sondern auch den Körper. Wer ist eigentlich kräftiger, das kleine, dicke, überfütterte Möpschen, das, mit einem Pelzkragen versehen, bei Nacht und Nebel von der Hausherrin oder der Magd vor der Haustür spazieren geführt wird, oder der muntere, jeden anbellende Spitz, der da vor der Haustüre in seinem kalten Häuschen an der Kette, mitten im Winter auf ein paar Strohhalmen liegt und mit den Ueberresten von Suppen und Gemüsen und etwas verschimmeltem Brot darin und einem verschrumpften Knochen sich begnügen muß?

Wer wird am ältesten, die Viel- oder die Wenig-esser?

Wer hält am besten körperliche und auch geistige Anstrengung aus? Wer verfällt am wenigsten der ungesunden, alles erschlaffenden Trägheit? Ein sehr alter Spruch schon gibt Antwort darauf; plenus venter non studet libenter. Ein voller Magen studiert nicht gern.

Heute hat die ganze Welt Freude an Kraftleistungen. Nie hat man so viel wie jetzt von Kraftmaschinen gesprochen. Auf Pferde-, auf Ruder- und Rad-Rennen, überall preist man die große körperliche Kraftleistung. Wer die meisten Pfunde aufheben, am meisten stemmen kann, ist heute der von tausenden bewunderte Kraftmensch — warum soll man denn nicht auch einmal in einer das Wohl von Leib und Seele fördernden Sphäre an einer Kraftleistung des Willens, wie das Fasten sie erfordert, Gefallen finden!

Fastnachtsdienstag.

Für einen Kölner ein Tag zum Reisen. Wie! sagen unsere Leser, wo alles nach Köln reist, willst du aus Köln heraus? Ja, warum denn nicht? Es braucht doch nicht jeder an dem tollen Trubel und an dem fortwährenden Klopfen auf die dicke Trommel Freude zu haben, um so weniger, als uns ein echter Kölner, der allerdings selbst erst um 2 Uhr Mittags nach Hause sich begab, um die Nachtruhe anzufangen, in der Elektrischen klagte, es sei nichts mehr mit dem Karneval, der Witz sei draus, und die Ladenmädchen, von denen manche so frech und ausgelassen wie Dirnen seien, spielten die Hauptrolle.

Uebrigens bemerkten wir bei unserer Fahrt durch die Stadt zum Bahnhof gegen ½2 Uhr kaum etwas von Fastnachtsstimmung. Vereinzelt nur begegneten uns Maskierte auf den nicht mehr als sonst belebten Straßen und in den Hotels und im Bahnhof standen eine Reihe Tische weißgedeckt, aber nur hie und da faß daran ein Gast, der sich ein Mittagessen bestellt hatte.

Wir bestiegen wieder den Schnellzug 2.23 Uhr nach Neuß. Wie oft wir auch die Fahrt machen, sie ist immer interessant. Sind auch die Gegenstände, die sich dem Auge bieten, dieselben; wie sieht gleichwohl die Landschaft sich anders an in den verschiedenen Jahreszeiten!

Was macht aus ihr der Frühling mit seinem Grünen und Blühen? Der Sommer, wenn er uns rauschende Aehrenfelder zeigt, groß und einförmig und doch so belebt wie das Meer? Wie schön im Herbst, wenn alles auf den abgeheimsten Feldern in Bewegung ist, der Mensch und sein treues Roß, der Pflug, die Egge, um den Acker für die Saat von neuem zu bestellen! Und wie friedlich liegt die Landschaft da im Winter, ein großer Kirchhof, erst recht so anzuschauen, wenn der Schnee ihm sein weißes Leichenkleid, den alles bedeckenden Totenmantel gewoben hat!

Seit den 3 Wochen, seitdem wir zuletzt diese Strecke fuhren und sie beschrieben, war die Vegetation noch nicht zu einer bemerkbar größeren Entwicklung gekommen und gleichwohl bot uns heute die Landschaft einen anderen Anblick. Das tat die Beleuchtung. Rechts über den Rhein hinüber lagerten tief dunkle Wolkenschichten, während zur Linken lichteres Gewölk sich immer dichter zusammenzog. Während vor 3 Wochen der Nebel einen weiteren Ausblick hinderte, war jetzt die Luft so klar, daß der Horizont sich unserem Auge bedeutend erweiterte und das Panorama eine Menge Dörfchen und Kirchen umschloß, die wir damals nicht gesehen und die, zumal sie sich von dem dunklen Hintergrunde lebhaft abhoben, schärfere Konturen zeigten.

Der Rauch der Maschine zog wie ein langer Kometenschweif durch die Lüfte und legte sich wie ein flatternder weißer Schleier über die Erde, von dem der straffe Wind jeden Augenblick einen Streifen abriß um ihn dann nach dem Grundsatze: „divide et impera, teile und herrsche" sofort in Nichts aufzulösen.

Noch bis hinter Longerich merkt man den Einfluß der Großstadt, sieht man doch hier noch eine Menge Gärten, deren Gemüse sicher nicht für's Land, sondern für die Metropole bestimmt sind.

Zur Rechten grüßt das alte Städtchen Zons mit seinen weltlichen, zur Linken die alte Abtei Knechtsteden mit ihren Kirch-Türmen herüber. Dann gehts bald um Neuß herum.

Wenn die ausgehängte Kinderwäsche, die man überall bei der Einfahrt in große Städte findet, wirklich ein Wahrzeichen der Großstadt ist, dann darf man Neuß bald dazu zählen, erst recht, wenn man bei der Einfahrt die Crefelderstraße hinunterblickt. Denn hier ist so viel Leben und Bewegung, dabei ein so reiches architektonisches Bild durch das Zurück- und Vorspringen der Häuser und Läden, daß man getrost, wenn man diese Straße photographiert in den Handel brächte, das Bild auch dem Kenner großstädtischer Verhältnisse als eine Straße aus irgend einer Weltstadt vorlegen könnte.

Als wir von Neuß noch eine Strecke weiter fuhren, vernahmen wir allerhand Neußerisches. Zwei Herren saßen nämlich in einem benachbarten Koupe, und wir hörten, nur durch einen offenen Seitengang von ihnen getrennt, deren Unterhaltung. Sie drehte sich um den gestrigen Maskenball. Sie hätten sich, wie sie sagten, köstlich amusiert. Aber auch die Koketterie mancher Damen, die sich hinter der Larve, wie die Herren lächelnd bemerkten, etwas mehr wie sonst hätten gehen lassen, wurde gehörig belacht.

Es ist ja wohl eigentlich nicht ganz fein, daß wir einen kleinen Schattenriß dieser Unterredung hier aufs Papier zeichnen, aber es geschehe zur Warnung, damit die jungen Damen nicht vergessen, daß aus Schneicheleien, die sie gemacht bekommen und nur zu gerne anhören, vielleicht auch selber wiedergeben, am andern Tage feuchte Schneeballen werden, mit denen man spottend sie bewirft.

Unterdeß war das Wetter sehr regnerisch und stürmisch geworden und zu langem Aufenthalte nicht einladend. Sonst lieben wir es immer, eine Stunde zu Fuß nach Neuß zurückzugehen. Wir hätten es auch heute gerne getan, zumal, um auch auf dem Wege in der Dreikönigenkirche anzurufen, in der ja 40stündiges Gebet war, nicht um dort einmal nachzufragen, ob die Neußer dem Herren Rektor auch tüchtig etwas auf den Teller gelegt, sondern um zu sehen, ob man bei einer so schönen Feier die schöne Kirche auch schön besuche. So aber benutzten wir den Bus.

Da uns in Neuß 20 Minuten Zeit blieben bis zur Abfahrt des Kölner Schnellzuges, [illegible] einen Imbiß in einem Restaurant zu nehmen, [illegible] Gegenden und ließen uns auf dem Wege, den [illegible] Bahnhofe zurückbegleitete, von seinen Kunststudien und literarischen Arbeiten erzählen. Wir bedauerten es beide, daß die reiche Stadt Neuß bis jetzt eigentlich noch gar nichts oder doch wenig von einer Sammlung von Gegenständen der Kunst besitzt. Hoffentlich weckt der wackere Bürgermeister Giesen auch dafür das Interesse in der Neußer Bürgerschaft.